

Die Geschichte eines Lebens : zum Gedächtnis von Prof. Dr. med. Ludwig Hirschfeld

Autor(en): **Bührig, Wanda Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **10 (1954)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-960964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

4. Als ein Heraufholen christlicher Ideale aus jüdisch-christlich-unbewußt impulsierter Entwicklung wie im Chassidismus, der Kabbala oder auch einem alten apokalyptischen Judentum.

5. Als ein Judenchristentum, das die tiefen Zusammenhänge des Urchristentums in judenchristlicher Form mit dem Judentum nochmals wiederholen möchte, wenn die Klippe vermieden wird, das Christentum selbst als spezifisch jüdische Erscheinung allein anzusehen oder in ihm den Stolz des Judentums noch ins Übermenschliche zu steigern. Und endlich ein Weg, den man sich denken könnte, wenn jüdische Persönlichkeiten ruhig finden, daß sie, abgesehen und unabhängig von allen historischen Begrenzungen, Formulierungen und Antipathien einfach im Christlichen stehen und es als solches aussprechen können. In dem tiefen Sinne etwa jenes Soharstückes, demzufolge die mehrmalige verstoßene Königin zuletzt nicht mehr selbst die Rückkehr zu ihrem königlichen Gatten vollzieht, sondern von diesem selbst aus ihrer Erniedrigung heimgeholt wird⁴⁰.

DIE GESCHICHTE EINES LEBENS

Zum Gedächtnis von Prof. Dr. med. Ludwig Hirschfeld

VON WANDA MARIA BÜHRIG, Zürich

Eine kurze Notiz in der Zeitung meldet den Tod eines bekannten Wissenschaftlers, Dr. med. Prof. Ludwig Hirschfeld, Dr. h. c. der Universitäten Zürich und Prag. Er starb 70jährig als Professor an der Universität Breslau im jetzigen Polen.

Seine Bedeutung als medizinischer Gelehrter entzieht sich meiner Kenntnis, sie sollte von einer kompetenten Feder gewürdigt werden; uns wird der Mensch Hirschfeld, sein Leben, sein Wollen und sein

⁴⁰ S. des Verfassers Soharübertragung, «Der Sohar, das heilige Buch der Kabbala», S. 351—352.

trauriges Schicksal als Jude beschäftigen. Als Quelle dient mir allein seine in polnischer Sprache im Jahre 1946 erschienene Selbstbiographie unter dem Titel «Geschichte eines Lebens», die meines Wissens bislang nicht übersetzt und darum nur wenigen zugänglich ist.

Er selbst schreibt in der Vorrede, daß es ihm nicht so sehr an der genauen Schilderung der Einzelheiten seines Lebens liegt, als viel mehr am Typischen, was darin für das Bild der Zeit zu finden sei. «Ich will die Geschichte des Leidens eines Menschen schildern, der gemeint hat, daß die Wissenschaft einen Menschen besser machen kann. Ich möchte erzählen, wie er irrte und wie zum Schluß das Schicksal ihm einen Einblick in das größte Leid beschied — den Tod ganzer Völker.»

Hirschfeld war Jude, aber soweit assimiliert, daß er sich nicht als Jude fühlte; er war Pole, getauft; seine väterliche Familie lieferte mehrere Kämpfer in dem Befreiungskampf der Polen. Er gehörte zur polnischen Intelligenz, zu der idealistischen, fortschrittlichen, religiös gleichgültigen, aber sehr anständigen und geistig hochstehenden Schicht der Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, die eine große Rolle im geistigen Leben des Landes gespielt haben.

Hirschfeld, der sich übrigens in polnischer Weise «Hirszfeld» schreibt, erzählt so wenig von seiner Jugend, daß er das Geburtsdatum nicht angibt; er muß wohl im Jahre 1884 geboren sein, in Lodz oder in Warschau. Als 18jähriger Jüngling kam er nach Deutschland, wo er an den Universitäten Würzburg und Berlin studierte, neben der Medizin auch ein Semester Philosophie. In Berlin machte er 23jährig mit Auszeichnung seinen Doktor. Damals war er schon verheiratet, eine Schülerliebe, die er mit 20 Jahren heimführte. Seine Frau war Ärztin und half ihm durch Stunden geben das Studium zu vollenden. Bakteriologie und Serologie zogen ihn an; es war ein Risiko, sich damals diesen aufstrebenden Fächern zu widmen; für ihn wäre praktische Medizin karrieremäßig viel vorteilhafter gewesen. Er entschied sich aber für die wissenschaftliche Laufbahn.

Als er viele Jahre später auf der Höhe seines Berufes stand, hielt er in Warschau eine Ansprache an die Abiturientinnen, die zusammen mit seiner Tochter die Schule verließen. Da diese Ansprache die

Quintessenz seiner Weltanschauung gibt, wollen wir sie, soweit er sie selbst in seinem Buch mitteilt, hier übersetzen: «Wenn wir in die Herzen der Eltern hineinsehen könnten, würden wir dort nur einen Wunsch vorfinden: daß die Kinder glücklich werden. Für Euch aber soll die Glückssehnsucht nicht zur Triebfeder eures Tuns werden. Das Glück an sich ist kein Ziel. Das Glücksgefühl entsteht wie eine Blume, dann, wenn das Leben sich selbst wiedergebiert. Während solche wunderbare Verwandlungen der Natur eintreten, erfaßt uns ein Gefühl des Glücks. Wer glücklich sein will, der suche nicht das Glück, sondern das Leben. Das Leben des einzelnen aber ist eine Fiktion; nur die Anlehnung an große soziale Ziele gibt uns den mächtigen Lebensimpuls und erzeugt ein berauschendes Glücksgefühl. Man soll Anteil nehmen an den Anstrengungen seines Volkes und der Menschheit, seine Träume in die Zukunft richten, und an das denken, was kommen wird. Eure Liebe zu diesem soll einen ähnlichen Antrieb eurem Tun geben wie die Liebe zum Nächsten.

Die Wahl des Berufes? Es geht nicht darum, daß auch der Beruf Nutzen bringt, sondern daß er eure tiefsten Wünsche erfüllt. Denn in zwei Instinkten äußern sich hauptsächlich die Antriebe unserer Taten: im Instinkt des Nehmens und in dem mächtigen, bei den Besten unstillbaren Instinkt des Gebens. Es ist wohl der größte Fehler von uns Eltern, daß wir, wenn wir an euer Glück denken, stets nur das Nehmen und den Gewinn im Sinne haben. Das gewaltigste Glücksempfinden wird aber, wenn wir etwas von uns selbst geben. Darum kann ein an seinem Posten sterbender Soldat auch glücklich sein. Glücklich ist derjenige, dem es gegeben ist, die Leiden der anderen zu stillen. Glücklich, wer neue Wege bahnt. Glücklich sogar der, der unglücklich liebt. Nur derjenige ist unglücklich, der nicht strebt und nicht begehrt, unglücklich, wie das von seinem Ast losgelöste Blatt, das willenlos vom Herbstwind umhergetrieben wird. Die Bedingungen des Glücks sind: streben und sich sehnen, denken und arbeiten, mehr lieben als geliebt werden, das soll das Bedürfnis eures Herzens sein, das Leuchten und der Stolz eurer Weiblichkeit. Und die letzten Worte, die ihr in der Schule hört, sollen euch die Synthese unserer Liebe zu euch und eurer Sehnsucht nach dem Leben bringen. Sie werden lauten: Euer Tag soll also stets vom Wunsch des ewigen Schenkens erfüllt sein!»

Schon damals als junger Doktor entschied er sich für die ihn lockende Forschung; er hatte Glück, es wurde eine Assistentenstelle in Heidelberg frei, und durch Empfehlung seiner Professoren bekam er sie.

In Heidelberg wurde er nach einigen Umwegen Assistent des Prof. Dungern, mit dem er sich persönlich sehr befreundete. Dort forschte er schon über die damals entdeckten Blutgruppen, über die er später seine Hauptarbeiten verfaßte und in deutscher, französischer, italienischer und polnischer Sprache veröffentlichte. Die Wissenschaft ist seine Leidenschaft; er arbeitet nächtelang und fühlt sich glücklich. Daneben vergißt er nicht zu leben. Heidelberg und seine Umgebungen haben es ihm angetan, sogar unter den Verfolgungen durch die Nazi denkt er gerne daran zurück und hofft, daß die Stadt unversehrt bleiben möge. Er genießt sein Glas Wein mit seinem Professor, er nimmt teil an einer netten Geselligkeit zusammen mit seiner vorzüglichen Lebensgefährtin, die ihm überall folgt.

Im Herbst 1911 kommt er als Assistent des Professors Silberschmidt nach Zürich; seine Frau wurde gleichzeitig Assistentin an der Kinderklinik unter Prof. Feer. Mit seinen Mitassistenten, von Gonzenbach und Klinger, befreundet er sich bald und verbringt glückliche Jahre in Zürich. Die schöne Natur, die Kunst, die netten Menschen, der wissenschaftliche Betrieb, alles erfüllt ihn mit großer Freude. Denn so sehr er mit Leib und Seele Gelehrter ist, so sehr zieht ihn alles Schöne an; er ist kein trockener Mediziner, sondern ein lebensnaher Mensch.

Nach zwei Jahren habilitierte er sich in Zürich. Dadurch erreicht er das dritte Ziel seines Lebens: das erste war mit einer geliebten Frau durchs Leben zu gehen, mit der Frau, mit der er gegen alle Ratschläge wohlmeinender Menschen, die ihm rieten, erst zu heiraten wenn er eine Position erkämpft hat, sich schon früh verbunden hatte. «Heute noch segne ich diesen Leichtsinn», schreibt er im Jahre 1943. Das zweite war die wissenschaftliche Forschung, der er sich, auch leichtsinnig, hingeeben hatte, und der seine Fähigkeiten entsprachen. In Zürich lautete die Beurteilung seiner Arbeit bei seiner Habilitation: «L. H. hat mit seinen Arbeiten den Beweis erbracht, daß er der Wissenschaft neue Wege zu weisen vermag.»

Sein drittes Ziel war, Erzieher sein, junge Seelen zu entflammen, sie in das Land des Denkens einzuführen. «Gärtner der Seelen» wollte er nach seinem eigenen, oft wiederholten Ausspruch sein.

Er erlebte bei seiner ersten öffentlichen Vorlesung, daß ihm die Gabe der Rede beschieden ist. Was ist das Geheimnis einer guten Rede? «Wer andere entflammen will, muß selbst brennen.» Hirschfeld ist ein brennender Verkünder im Dienste seiner Göttin, der medizinischen Wissenschaft und Forschung.

Er hielt zunächst allgemeine Vorträge für Hörer aller Fakultäten über ansteckende Krankheiten und einen Kurs über Serologie für Mediziner.

Das schöne und wissenschaftlich erfolgreiche Leben in Zürich wurde durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 getrübt. Hirschfeld als russischer Untertan hätte Militärdienst leisten müssen, als Pole — er war nicht der einzige, der in dem feindlichen Heer nicht kämpfen wollte, da das nationalpolnische Empfinden sich gegen den Dienst für das sie knechtende Rußland sträubte — zog er vor, dem Rufe nicht Folge zu leisten. Aber das bequeme und gefahrlose Leben in der Schweiz wurde ihm bald unerträglich. 7 Monate blieb er bei einem normalen Gelehrten-dasein, aber stets getrieben vom Wunsch, seinerseits irgendwo helfen zu können. 1915 kamen Nachrichten über eine große Flecktyphusepidemie in Serbien; Tausende starben, ganze Städte und Dörfer waren verödet. Das war der Ruf, auf den er gewartet hatte, und dem er nun gehorchte. Er verläßt alles in Zürich und begibt sich unverzüglich nach Serbien. Ein Kollege sagt ihm: «Wenn Sie Selbstmord begehen wollen — wozu so weit reisen? Der Kampf ist aussichtslos.»

Er kommt in Serbien an, wird mit Staunen und offenen Armen empfangen und in das Zentrum der Epidemie nach Valievo geschickt. Dort soll ihn auch ein Laboratorium erwarten. Dieses besteht aber nur aus einem kleinen Kistchen mit 50 Reagenzgläsern, einem kleinen Wärmeapparat und einigen wenigen Chemikalien . . . Was für ein Gegensatz zu den wohllassortierten Lehr- und Forschungsmitteln in Zürich! Mit diesen kläglichen Utensilien sollte der Epidemie Einhalt geboten werden! Die Zustände waren überhaupt unbeschreiblich; Schmutz, Enge, etwa 3 bis 4 Kranke auf einem Bett, Mangel an Pflegepersonal, Mangel an Medikamenten, Tote, die

nicht begraben werden konnten, Kranke, die in die Stadt entwichen und die Seuche damit weitertrugen — kurz, eine Hölle.

Alles mußte aus dem Nichts geschaffen werden; Hirschfeld packt den Stier an den Hörnern und mobilisiert zunächst die einheimische Ärzteschaft, klärt sie auf über den Flecktyphus, verlangt und erhält Schwefel, womit er das ganze Städtchen desinfizieren läßt. Und tatsächlich — die Epidemie läßt etwas nach, und die Hoffnung wächst; die serbischen Ärzte stehen ihm kraftvoll zur Seite. Auch Hilfsmittel verschafft er sich aus dem Ausland. Seine Frau, die zunächst in Zürich geblieben war, folgte ihm nach wenigen Monaten, um als Ärztin Dienst in den Baracken zu tun. Es waren furchtbare, aber auch fruchtbare Arbeitszeiten; denn er vernachlässigt auch seine Forschungsarbeiten nicht, und diese werden durch die ganz ungewohnten Umstände in vielem gefördert.

Im Herbst 1915 war die Epidemie bezwungen. Aber nun kam die Niederlage der serbischen Armee, die sich ins Landesinnere zurückziehen mußte. Hirschfelds gehen mit, obwohl ihnen eine Möglichkeit zur Rückkehr in die neutrale Welt offenstand. Mit der weichenden Armee erreichen sie nach vielen Strapazen Albanien, wo sie aber trotz allem evakuiert werden, um über Italien nach Zürich zurückzukehren; aber nicht für lange.

Denn bald kam die telegraphische Aufforderung vom serbischen Oberkommando, eine Laboratoriumseinrichtung einzukaufen und samt Frau nach Korfu zu kommen. Diesem Ruf folgte er sofort und gelangte nach Saloniki zu der Armée d'Orient, um in einem Spital für 1000 ansteckende Kranke eingesetzt zu werden.

Er selbst erkrankte schwer, erst am Paratyphus und dann an der Malaria, die ihn bis an den Rand des Todes brachte. «Als ich wieder zu mir und auf die Erde zurückkam» erzählt er, «hatte ich das Gefühl, eine schreckliche Wirklichkeit gesehen zu haben, gewaltiger als das Leben auf der Erde. Durch lange Zeit hatte ich noch das Gefühl der Gleichgültigkeit den Dingen dieser Erde gegenüber, wie jemand der in die Augen eines furchtbaren Geheimnisses gesehen hatte.»

Er genas und arbeitete weiter, zumal an den Impfstoffen gegen Typhus und Cholera. Das Völkergemisch, das ihn umgab, war für seine eigentliche Lebensforschung über die Blutgruppen besonders günstig. Es wäre unter normalen Verhältnissen schwer gewesen und

hätte vieler Reisen und Kosten gebraucht, um von so vielen Menschen verschiedener Rassen und Völker daraufhin das Blut zu untersuchen. In der Armée d'Orient konnte er mit Leichtigkeit Engländer, Franzosen, Italiener, Serben, Bulgaren, Russen, Griechen, Juden, Inder, Anamiten, Araber und Neger erreichen. Seine darüber veröffentlichte Arbeit hat Weltruf erlangt.

Nach dem Waffenstillstand und Auflösung der Armee begab er sich nach Wien, um dort etwas Gelehrtenluft zu atmen. Wien war auf dem Weg nach Polen, wo er im Jahre 1919 eintraf. Er kehrte nach vielen Jahren in seine Heimat zurück, um diese bis zu seinem Tode nicht mehr für längere Zeit zu verlassen. «Im Vaterland besitzt man», sagt er, «die Vergangenheit und die Zukunft, in der Fremde nur die Gegenwart.»

Warschau als Hauptstadt des wiedergeborenen Polens befand sich im geistigen, kulturellen und materiellen Aufbau; darum verläuft die Tätigkeit von Hirschfeld zunächst in unruhigen Bahnen. Alles muß neu geschaffen werden, ein serologisches Institut wird neu gegründet, am Aufbau des Hygieneinstituts wird er mitwirken, auch allerlei Anschaffungen dafür im Ausland tätigen.

Der Kampf gegen die aus dem Osten eindringenden Epidemien muß aufgenommen werden, welcher auch vom Ausland, besonders vom Völkerbund, unterstützt wird; Polen soll ein Bollwerk gegen verschiedene Seuchen werden. Hirschfeld ist, wie wir wissen, darin sachverständig. Etwas später erhält er auch eine Professur an der Universität Warschau, wo er sich nun seiner Lehrleidenschaft hingeben kann. Und das endlich im eigenen Lande.

Daneben behält er die Führung über die neugegründeten Institute, redigiert eine medizinische Zeitschrift auf wissenschaftlicher Basis, gründet verschiedene medizinische Gesellschaften und organisiert den Blutspendedienst.

Dieser Einblick in seine Tätigkeit zeigt dem Leser nur schwach die Größe seiner damaligen Aufgabe; denn die zeit- und ortsgebundenen Einzelheiten lassen sich in Kürze nicht beschreiben und dürften auch nicht von allgemeinem Interesse sein.

Ein bewegtes und glückliches Leben zugleich in der Arbeit als auch bei sich zu Hause! 1921 wurde sein einziges Kind, eine Tochter, geboren, sein Familienleben war harmonisch und schön, seine Frau

verstand es, eine gepflegte und kultivierte Umgebung zu schaffen, erst in Etagenwohnungen, später im eigenen Häuschen an der Weichsel, etwas außerhalb der Stadt. Eine fröhliche und feine Geselligkeit verband ihn mit seinen zahlreichen Freunden, Bekannten, Schülern und Assistenten. So konnte er neben der Wissenschaft sich auch seiner so lieben «Gärtnerei der Seelen» widmen. Es ging ihm nicht nur um das fachliche Wissen, sondern auch um die Bildung des Charakters. Aufopferungsfähigkeit, Hingabe, Sachlichkeit, Fleiß, Nächstenliebe, Kameradschaft und Disziplin, das waren die Eigenschaften, die er seinen Schülern beizubringen versuchte. «Meine eigentliche Lebensaufgabe erblickte ich in der Schaffung einer rechten Atmosphäre», sagt er selbst, «denn ich fühlte, daß weder eine Werkstatt noch ein eigenes Blatt, weder Stipendien noch Preise schaffen die Wissenschaft, sondern nur ein unfaßbares Wehen der Begeisterung. Es muß jemand da sein, der gibt, und jemand, der sich freut. Ich wünschte mir beides zu sein.»

Im Umgang mit den Studenten lebte er seine Vaterinstinkte aus; er wollte begeistern, erziehen, fördern. Er sagt von seinen Vorlesungen und ihrem Ziel folgendes: «Eine Vorlesung kann und soll den Hörer besser machen; Menschen, die sich in ein intensives Hören verlieren, werden besser, denn ihr Lebenshunger wird dadurch bestimmt.»

Außerhalb des Lehrbetriebes suchte er auch Kontakt mit der Jugend. Dazu dienten ihm, wie er humorvoll erzählt, die Studentenbälle, die er gerne besuchte, um sogar an ihnen leidenschaftlich zu tanzen.

Trotzdem gab es naturgemäß auch Schattenseiten in seinem Warschauer Leben und an seinen verschiedenen Arbeitsplätzen. Vielleicht war es trotz allem Positiven in seinem Wesen nicht immer ganz einfach, mit ihm auszukommen, besonders da er, nach seinem Buch zu urteilen, ziemlich selbstbewußt und etwas eitel gewesen sein muß.

Seine Publikationen waren zahlreich. 1928 erschien in Deutschland bei Springer ein Buch über Serologie, das großen Anklang erlebte. 1934 veröffentlichte er in polnischer Sprache eine Arbeit über die Blutgruppen, die 1937 in die französische und 1939 in die italienische Sprache übersetzt wurde. Und anderes mehr.

So haben wir das Bild eines Menschen auf der Höhe seines Lebens vor uns, erfolgreich, bekannt, eine wissenschaftliche Autorität, nicht

nur im eigenen Lande. Seine Teilnahme an verschiedenen Kongressen in London, Paris, Brüssel, Amsterdam, Rom und beim Völkerbund in Genf vermittelte ihm den Kontakt mit der Welt der Gelehrten seiner Zeit.

Allmählich bezog sich der Horizont: die Rassentheorien Hitlers vergifteten die Welt; auch in Polen unter Pilsudzki schwoll der Antisemitismus an. Hirschfeld bemerkt es mit Trauer. Später sagt er dazu, daß es noch ein ganz milder, humaner Antisemitismus gewesen war, obwohl er auch schon Auswüchse zeitigte. Ihm selbst geschah nichts, im Gegenteil, man gab sich Mühe, ihn nicht zu betrüben. Trotzdem — die Schwierigkeiten häuften sich, und Hirschfeld fing an daran zu denken, alles aufzugeben und zusammen mit seiner Frau nach Australien oder Afrika auszuwandern, um dort sein Leben der reinen Forschung zu widmen.

Es kam alles ganz anders.

1939 wurde Polen von Deutschland überfallen. Einmarsch der feindlichen Truppen, Bombardierung von Warschau, Besetzung des Landes — dramatische Wochen des Untergangs eines Staates!

Hirschfeld bleibt in Warschau, es herrscht Mangel an Ärzten und Pflegepersonal, er setzt sich ein, organisiert das erste Mal in Polen einen ausgedehnten Blutspendedienst; Hunderte von Frauen melden sich als Spenderinnen. Umgeben von einem Stab von Assistentinnen — die Männer waren alle in der Armee — schaltet und waltet Hirschfeld wie ein General. Das Sanitätswesen ist durch das Bombardement desorganisiert, er muß wieder ähnlich wie ehemals in Serbien mit mangelndem Material arbeiten und mancherlei improvisieren. Eine Welle der Opferfreudigkeit umgibt ihn und macht diese Tage zum Erlebnis. Umsonst, Warschau muß kapitulieren, und die Deutschen nehmen die Stadt in Besitz.

«Diejenigen, die in den Abgrund des Leidens gesehen haben, verstehen nicht mehr, sich laut zu freuen. Mir aber war beschieden in die Hölle zu gehen, um dort den dem Tode geweihten Menschen mit dem Rest meiner Kraft etwas Linderung zu bringen», sagt der Verfasser vom kommenden Abschnitt seines Lebens.

Wir folgen ihm in die Hölle, in der sich die wirkliche Größe seines Menschentums offenbarte. Warschau wurde von den Deutschen des Dritten Reiches besetzt; Hirschfeld wußte, was das für ihn zu be-

deuten hatte. Er kehrte in sein Amt zurück, um dort Ordnung zu schaffen; einige Wochen bleibt er ungeschoren, dann wird ihm mitgeteilt, daß er gehen muß. Er verläßt das Amt mit einer Ansprache an seine Mitarbeiter und zieht sich in sein Haus zurück, ohne jegliche Hilfsmittel für seine Forschung. «Ein Laboratorium ist für den Gelehrten wie die Leinwand für den Maler, was das Schachbrett für den Schachspieler. Man muß nur die Farben verteilen oder die Figuren bewegen. Jetzt aber muß die Einbildungskraft alles erschaffen, was fehlt. Aus der Fülle des Geistes muß ich die Vision des Bildes und die Farben und die Leinwand hervorholen.»

Er läßt sich nicht unterkriegen. Es ist kalt, die Heizung funktioniert nicht, die Scheiben sind durch das Bombardement zerbrochen; er verzieht sich in einen Kellerraum neben der Küche, wo es etwas wärmer ist, und arbeitet. Eine Assistentin, die ebenso wie er rassenverfolgt ist, hilft ihm. Zunächst bearbeiten sie das vorhandene Material über die Vererbung der Blutgruppen, dann wird ein medizinisches Lehrbuch verfaßt.

Jegliche Verdienstmöglichkeit ist ihm genommen, nur seine Frau darf noch arbeiten und verdient den Unterhalt der Familie durch Arztpraxis. Große Sorgen bereiten ihnen die Gesundheit der Tochter, sie, die gepflegte und verwöhnte, ist diesen Zuständen nervlich nicht gewachsen.

Vom Ausland her wird Hilfe angeboten, Prof. Silberschmid lädt sie alle drei in die Schweiz ein, der König von Jugoslawien macht Hirschfeld zum Bürger seines Landes und gibt Weisung seiner Gesandtschaft in Berlin, die Familie aus Warschau herauszuholen, als Dank für die Hilfe an Serbien im ersten Weltkrieg. Amerikanische Freunde bemühen sich, ihn nach Amerika zu holen. Zunächst wollen Hirschfelds nicht gehen, Bande der Familie und der Freundschaft halten sie zurück; sie wollen die vielen Hilflosen, denen sie noch helfen können, nicht verlassen. Als sie sich doch entschließen, ist es zu spät; Ausreisebewilligungen werden nicht mehr erteilt.

Die Judenverfolgungen nehmen immer schrecklichere Formen an; 1940 wird das Warschauer Ghetto angelegt, ein ganzer Stadtteil mit hohen Mauern umgeben, in denen nur einige wenige schmale Tore vorhanden sind. Im Februar 1941 ereilte auch die Familie Hirschfeld das Verhängnis: sie wurden dorthin verbannt, nachdem

man ihnen alles geraubt hat, Haus, Möbel, Teppiche, Bilder, bis zu den letzten persönlichen Sachen, die sie sich mitgenommen hatten.

«Daß sie mir all mein Vermögen, die Ernte eines ganzen fleissigen Lebens gestohlen haben — verzeihe ich ihnen. Denn Diebstahl ist leider eine allgemeinmenschliche Eigenschaft, besonders in Kriegzeiten. Aber daß sie daraus eine Weltanschauung gemacht haben, und daß nicht ihr Abschaum, sondern ihre Elite gestohlen hat — das werde ich ihnen nicht verzeihen», schreibt er.

«Die Stadt des Todes» ist der Titel des ersten Kapitels über das Ghetto im Buch von Professor Hirschfeld.

Einzelheiten daraus lassen sich einfach nicht wiedergeben; es ist ein grausiges Bild von Tod, Verfolgungen, Krankheit, Hunger und Überbevölkerung. Man kann kaum atmen und doch leben diese unglücklichen Menschen und kämpfen um dieses bißchen Leben. Das Ziel der Behörden ist von Anfang an die Ausrottung aller Juden; nur ein Schein wird noch gewahrt, darum werden sie nicht alle gleich getötet.

Über alle diese Greuel ist schon viel geschrieben worden, und da die Erweckung neuer Haßgefühle in den Lesern dieser Zeilen nicht dem Zweck meiner Arbeit entspricht, wollen wir keine Schilderungen der grausamen Vorgänge wiedergeben, sondern uns allein an den Leidensweg Hirschfelds halten. Niemand kann es aus noch so guten Schilderungen voll ermessen, was es für einen kultivierten Menschen bedeutet, plötzlich aus seinem bürgerlichen Milieu in den Schmutz und die Verkommenheit eines östlichen Ghettos zwangsweise versetzt zu werden. Er selbst ist den Juden fremd, hat sich sein Leben lang für einen Polen gehalten, von den Rassengenossen wird er nicht als voll angesehen und oft sogar angefeindet, weil er getauft ist; nun muß er unter ihnen leben. Aber nicht er allein, er begegnet allmählich Bekannten von früher, Ärzten, Rechtsanwälten, Kaufleuten, vor allem aber seinen Schülern und Assistenten. Er sieht ihre Not, es regt sich in ihm der Helfertrieb. Was kann er für sie tun? Von polnischer Seite, jenseits des Ghettos, wird ihm die Flucht angeboten, werden falsche Papiere gesandt. Dort ist aber auch keine Sicherheit für ihn und die Seinen. Aus anderen Gründen entschließt er sich zu bleiben: «Das Schicksal hat dich vor einige hunderttausende Unglückliche gestellt. Was hast du für sie getan? Das Schicksal hat dir den Schlüssel zu jungen Herzen gegeben. Hast du

versucht, diese zu öffnen und die armen Herzen zu stillen?», das sind Gedanken, die ihn bewegen.

Denn die Jugend verkommt. Man muß ihr, diesen Verfemten und Ausgestossenen, zunächst die Selbstachtung wiedergeben und danach ihren Geist mit etwas Großem füllen. Was tun? Er hatte nichts zur Verfügung, kein Laboratorium, keine Lehrmittel. Aber hatte er nicht schon in seinem Leben aus dem Nichts Etwas geschaffen? Allerdings sind die Umstände hier viel schlimmer als sie je im kriegerischen Serbien oder Griechenland gewesen sind.

Die wütende Flecktyphusepidemie kommt ihm zu Hilfe, wenn man so sagen darf. Denn vor Epidemien hatten auch die Eroberer Angst, darum durften die Juden, denen sonst alle Versammlungen verboten waren, Ärzte zusammenrufen, Aufklärung und Impfunterricht erteilen usw. Unter dieser Tarnung organisierte Hirschfeld richtige Kurse für Pharmazeuten, Mediziner und schon fertige Ärzte. Er findet Mitarbeiter, vervielfältigt die gehaltenen Kurse, um Lehrbücher zu erhalten, verfertigt Tabellen, und mit viel Mühe und Arbeit entstehen im geheimen richtige Kurse auf Universitätsniveau. Er hört, daß für manchen die Stunden in diesen Vorträgen die einzigen Lichtblicke im trostlosen Leben bedeuten. Durch seine Beziehungen zu den Polen und seiner Stellung als Seuchenbekämpfer, und nicht zuletzt durch Bestechung, gelingt es ihm allmählich, Lehrmittel und sogar Mikroskope zu erhalten.

«Wenn man in mein Laboratorium hereintrat, sah man über Mikroskope gebeugte Köpfe, an den Wänden Tafeln, in den Fenstern grüne Pflanzen. Alles blinkte vor Sauberkeit. Die Menschen traten erstaunt herein und meinten wieder in Europa zu sein.»

Die Kurse mehren sich, für Anfänger und Fortgeschrittene, und die Menschen kamen in Scharen. Er selbst verfolgt daneben weiter seine medizinischen Forschungen, ungebeugt und mutig. Er lehrt Todgeweihten, das ist ihm klar. Lassen wir es ihn selbst sagen. «Ich sah über den Köpfen dieser Jugend einen Heiligenschein des Martyriums. Ich fühlte, daß ich hauptsächlich geistig stützen mußte. Ich hatte oft den Eindruck, sie wären kleine, erschrockene Kücklein. Ich sehe auf ihre jungen Gesichter und denke daran, wie wenige von ihnen überleben werden. Zu groß ist die Macht des Hasses. Soll ich ihnen vor ihrem Tode nur von Bakterien sprechen und sie darüber

prüfen? Nein, ich werde sie mit dem großen Flug der Gedanken erheben, ich werde ihnen eine Befriedigung verschaffen dank einer Eigenschaft, die stark bei den Juden vorhanden ist, dem Hunger nach Wissen.»

Es ist überhaupt erstaunlich, wie die Todgeweihten mit allen Fasern am Leben hängen; unter schwierigsten Verhältnissen wird doch so etwas wie ein normales Leben eingerichtet. Es wird gearbeitet, gehandelt, Geld verdient, Theatervorstellungen, Konzerte, Kabarettts werden organisiert. Und die Lehrkurse gedeihen.

Eine Oase inmitten des Ghettos bildete die katholische Kirche «Zu Allerheiligen» mit den zwei «arischen» Geistlichen, die sich freiwillig miteinsperren ließen. Der eine von ihnen war früher ein bekannter Antisemit — jetzt wirkte er mit ganzer Liebe unter den Juden. Viele von ihnen waren getauft und kamen nun regelmäßig zur Kirche, aber auch Ungetauften galt die Fürsorge der Priester. Viele Leute ließen sich taufen. Das geschah nicht aus Nützlichkeit, die Taufe schützte damals niemand vor Verfolgungen; äußerlich änderte sich für sie also nichts, allein die Liebe, die die Kirche ausstrahlte, zog die Verfemten an. Hirschfeld wurde oft zum Taufpaten gebeten; er selbst sagt von sich, daß er nie in seinem Leben so nahen Kontakt mit der Kirche gepflegt hätte wie damals. Vor dem endgültigen Ende entzogen die Deutschen auch diese Hilfe, die Geistlichen wurden gezwungen das Ghetto zu verlassen.

Die Verfolgungen nahmen erschreckend zu; das Ende des Ghettos war nahe. Endlich entschloß sich Hirschfeld zur Flucht. Unter abenteuerlichen Umständen und mit der Hilfe polnischer Freunde gelang es ihm, mit Frau und Tochter zu fliehen. Die Todgeweihten erhoben sich zur letzten Revolte und kämpften den verzweifelten Kampf um ihre Ehre, ohne Hoffnung auf Erfolg. Sie starben alle, begraben unter den Trümmern des ganzen großen Stadtteils.

Hirschfelds waren Flüchtlinge geworden. Unter fremden Namen wurden sie von guten Menschen hier und dort versteckt, in Warschau, auf dem Lande, in einem Bauernhaus, auf einem Gutshof. Nirgends konnten sie lange bleiben, oft waren sie getrennt, stets mußte eine neue Tarnung versucht werden. Die Tochter kränkelte immer mehr; sie starb 23jährig in einem polnischen Gutshof, deren Besitzer nicht einmal ihren wahren Namen kannten.

Die verzweifelten Eltern, gehetzt wie das Wild, erlitten weiter die furchtbaren Schicksale des Krieges und die noch furchtbareren der verfluchten und diffamierten Juden. Wo er kann, arbeitet er geistig, verfaßt ein neues Lehrbuch, und schreibt am vorliegenden Bericht seines Lebens.

Zum Schluß kann er nichts mehr tun; die Russen nahen, der Kampf tobt um Warschau, Hirschfelds fliehen mit der Bevölkerung in den Wald. Endlich kommt die Befreiung: mit den siegreichen Russen marschiert die polnische Armee ein.

«Ich werde nicht beschreiben, wie mich meine Freunde empfangen haben. Ich erwähne nur, daß mich das warme Gefühl eines Menschen, der in sein Vaterland wiederkehrt, ergriff. Das sichtbare Symbol dessen sehe ich darin, daß schon einige Wochen nach meiner Rückkehr zur eigenen Persönlichkeit, uns beiden, meiner Frau und mir, eine Professur an der neu eröffneten Universität, des Namens Curie-Sklodowska, in Lublin angeboten und daß ich von den Kollegen zum Prorektor dieser Universität gewählt wurde, so daß ich am Wiederaufbau meines Landes arbeite, indem ich den Schutt abtrage, und mich wieder der Gärtnerarbeit an den Seelen widmen kann.»

Bis dahin konnten wir Hirschfelds Leben verfolgen, also bis Spätherbst 1944. Wir wissen nur noch, daß er Professor an der Universität Breslau war und im April 1954 gestorben ist. Leider gestatten die jetzigen Verhältnisse nicht, Näheres zu erfahren; diese kurze Arbeit bleibt unvollständig, auch darum, weil sie einseitig ist. Man sollte von einer anderen Seite mehr erfahren, nicht nur an seinen eigenen Bericht gebunden sein, z. B. über seine Arbeiten und seine Wirkung auf andere. Sie will aber nichts anderes sein; als eine Huldigung an einen großen Gelehrten und großen Menschen, dessen Schaffenskraft und Schaffensdrang enorm gewesen sind.

Neben vielen Freunden wird er auch Feinde gehabt haben wie jedermann. Seine Fehler, die hie und da in seiner Art zu schreiben durchschimmern, werden aber für den objektiven Leser reichlich durch die guten Eigenschaften, die wir z. T. in seinen eigenen Worten kennengelernt haben, kompensiert. Die vorliegende «Geschichte eines Lebens» hat er vor allem aus zwei Gründen geschrieben: zur Rehabilitierung der jüdischen Rasse und zum ewigen Gedächtnis

der Schandtaten, die das Dritte Reich an den Juden vollbracht hat.

Nur das erste kann uns hier noch interessieren; die Auseinandersetzung mit der deutschen Rassentheorie, die er auf Grund der Blutgruppen auch wissenschaftlich führt, ist heute wohl bekannt und irgendwie nicht mehr aktuell. Das Problem des Judentums aber wohl.

Wie wir schon sagten, Hirschfeld fühlt nicht als Jude, obwohl er reinblütiger Jude gewesen ist. «Es klingt paradox», sagt er von sich selbst, «aber erst im Ghetto kam ich zum ersten Male in Kontakt mit der jüdischen Seele.» Er fühlt sich ganz als nationaler Pole und macht keinen Unterschied, ob irgend einer seiner Freunde oder Schüler polnischer oder jüdischer Abstammung ist. Vom Antisemitismus wird er das erste Mal in den dreissiger Jahren, kurz vor dem zweiten Weltkrieg, mitbetroffen. Die Religion spielt in seinem Leben keine Rolle, obwohl er getauft und wahrscheinlich katholisch erzogen wurde. Bis zu der Einlieferung in das Ghetto meint er, daß totale Assimilation der einzig gangbare Weg für den Juden ist. Als er im Ghetto in eine große Ansammlung von Juden, und nur von Juden, kam, die sogar eine gewisse Autonomie besaßen, sozusagen ein verzerrtes Bild eines Staates Israel (von dem er, als er das Buch schrieb, selbstverständlich nichts wissen konnte, und als Nichtzionist es auch gar nicht wünschte), mußte er erkennen, daß es so etwas wie einen jüdischen Nationalismus gibt. So verstand er zum ersten Male die zwei entgegengesetzten Strömungen des damaligen Judentums: diejenige, die nach der Verschmelzung mit dem Wirtsvolke strebte, und die andere, die eifersüchtig über seine Eigenarten als Volk wachte. In einem sehr gescheiten Artikel «Das jüdische Volk am Scheidewege» zeigt er auf dem Grund der polnischen Geschichte die Entwicklung dieser beiden Haltungen. Bewußt hält er sich nur an die ihm persönlich bekannten polnischen Juden, sagt aber zum Schluß, daß es seiner Meinung nach überhaupt für die Juden nur zwei Wege gibt: Erstens vollkommene Assimilierung, also Aufgabe aller Besonderheiten. Von der Religion spricht er nicht im einzelnen, wird seiner geistigen Haltung nach wahrscheinlich eher an Christianisierung denken, oder zu einem «aufgeklärten» Reformjudentum neigen. So würden die assimilierten Juden vollwertige Bürger ihres Landes

werden, höchstens einer anderen Konfession. Das ist das Ideal des westlichen Judentums.

Zweitens: ein jüdischer Staat, zu dem sich die überwältigende Mehrheit des Ostjudentums bekannte. Es gibt doch noch eine dritte Möglichkeit, diejenige, die der Versailler Vertrag eingeführt hat, nämlich eine jüdische Minderheit im Körper eines fremden Staates. Diese verwirft Hirschfeld heftig. Er meint, daß ein Vorhandensein der Minderheit mit anderen Sitten und Gebräuchen, wie sie es tatsächlich in Polen gab, nur den Antisemitismus fördere.

«Die größte Tragödie der Juden ist nicht, daß der Antisemit sie haßt, sondern wenn gute und sanfte Menschen sagen: Ein anständiger Mensch, *trotzdem* er Jude ist.» Ihre Tragödie ist nicht, daß man ihre Religion verbietet, denn das tut niemand, sondern daß gute und ruhige Menschen ihre Bewegungen beim Gebet, zu denen sie das gleiche Recht wie die Christen zum Hinknien haben, als unheimliche Magie empfinden. Niemand verbietet ihnen jiddisch zu reden, aber schließlich kennen sie dadurch die Sprache ihres Landes nicht richtig», schreibt er.

So sollten sich die Juden, die anderen Völker und die einzelnen Menschen entscheiden; der Weg scheint Hirschfeld klar und einfach zu sein. Ob er bis zu seinem Tode so gedacht hat? Läßt sich wirklich der instinktmäßige Antisemitismus der Wirtsvölker einerseits, und das Gefühl der Fremdheit und Andersartigkeit der jüdischen Assimilierten andererseits durch solche Entscheidung beseitigen?

Das Problem liegt tiefer, und es braucht erst des Geistes Jesu Christi dazu, um die tatsächlich vorhandenen Spannungen zu schlichten. Hirschfeld kennt gut die christliche Ethik, ist aber dennoch kein wahrer Christ, nicht weil er Jude ist, sondern weil er als Sohn des 19. Jahrhunderts ganz tief in den Ideen des Fortschrittes, der Erlösung durch die Wissenschaft, der menschlichen Güte und des angeborenen Edelmuten, die durch Erziehung des Willens ganz hervorgeholt werden, befangen bleibt.

«Edel sei der Mensch, hilfreich und gut», nach dieser Maxime hat er gelebt, und wir freuen uns, einen Blick in dieses außerordentliche Leben getan zu haben. Möchte es ein ganz klein wenig zu einer gerechteren Beurteilung des Europäers jüdischen Blutes beitragen können.